

Petrivision „Störungen: Selbst“

Hier bin ich! Man könnte meinen, das Bewusstsein des Menschen seiner selbst reiche bis in biblische Zeiten zurück. Denn *Hinéni! Hier bin ich!* antworteten schon in den ältesten Texten die Menschen, wenn die Stimme Gottes sie rief. Nun ist es wahrscheinlich, dass sogar Jahrtausende zuvor bereits der *homo sapiens* ein diffuses Ich- oder Selbst-Empfinden entwickelt hatte. Aber ganz gewiss hatte dieses mit dem hochaufgeladenen Individualitäts-Verständnis von heute wenig zu tun.

Das hebräische *hinéni*, welches beispielsweise Abraham verwandte, war ganz bestimmt kein *Hier bin ICH*, sondern ein selbstunbewusstes **HIER** *bin ich*, bei dem das verschwindend bescheidene *Ich* nicht einmal zu einem Personalpronomen reüssierte, sondern nur einen Anhang an das Verb in Form des kleinsten Buchstabens *Jot* bildete. Erst ganz allmählich machten *ich* und *selbst* Karrieren als Personalpronomina. Dass sie gar zu Substantiven werden konnten, die man dann in unserer Sprache großschrieb – *das Ich*, *das Selbst* -, ist eine sehr junge Entwicklung, mit der Philosophie und Psychologie eine erstaunliche Aufwertung der Identität des menschlichen Einzelwesens reflektierten und die Geistesgeschichte revolutionierten.

Die monotheistischen Religionen, jüdisch, christlich und muslimisch, kennen im Grunde nur *ein Ich*, *ein Selbst*, und das ist der *Ich-bin-der-ich-bin*, gegen den nichts anderes besteht, gegen den der Mensch nicht mehr ist als das Suffix einer Verbform, ein Diener, ein Sklave, ein Gliedmaß, ein Werkzeug. Immerhin manchmal ein *Du*. Ich kann es historisch nicht sicher belegen, doch ich mutmaße, dass in der Zeit, als man das *Ich* groß zu schreiben begann, auch die Krise des Selbstbewusstseins Gottes ihren Anfang nahm. Nichts hat das absolute Ich Gottes so sehr gestört wie der Geist der menschlichen Emanzipation. Dennoch waren und sind es nicht nur die unterwürfigen Adlaten des

vermeintlichen *Ego Dei*, sondern auch religionskritische Geister, die die Souveränität des menschlichen *Selbst* in Frage stellen.

Martin Luther, der das *Hier bin ich!* folgenreich in ein *Hier stehe ich!* verwandelte, war wohl einerseits der erste Theologe, der dem Individuum eine entscheidende Rolle in der Glaubensfrage zuschrieb; andererseits bekämpfte er die These des Humanisten *Erasmus von Rotterdam*, der dem Menschen einen freien Willen attestierte. Das menschliche Ich war für Luther nichts anderes als ein Gaul, der entweder von Gott oder vom Teufel geritten werden konnte.

Sigmund Freud, der den Gottesglauben im Grunde für pathologisch hielt, räumte dem gekränkten Ich nur eine kleine Rolle in der Seele ein, geheim gesteuert von niederen Kräften, gezähmt und beherrscht von einer introjizierten höheren Instanz.

Heute ist für einige der sich zu weltanschaulichen Diskursen berufen wählenden Neurobiologen nicht nur Gott kein Thema mehr, sie halten auch das Ich für eine Illusion im quasi-technisch-autonomen Hirnsystem. Genügend Ich-Bewusstsein zum Sich-Brüsten mit dieser ernüchternden These haben sie sich immerhin noch bewahrt. Ich halte dagegen, dass, auch wenn ich einräume, dass neuronale Impulse die Konstruktion eines *Ichs* bewirken, sich das individuell-biographische Erleben des Selbst-Seins nicht auf einen Schaltprozess reduzieren lässt.

Gleichwohl muss sich die Religionsgelehrsamkeit nach all dem heute die Frage gefallen lassen, ob in allem Nachdenken über das, was wir sind und sein sollen, dem Begriff *Gott* noch eine ernstzunehmende Bedeutung zugeschrieben werden kann. Ist nicht die Idee einer höheren Instanz samt der Pflege von Traditionen, die davon erzählen, eine zu behebende Störung auf dem Weg zu einer zeitgemäßen Individuation, ist nicht Gott ein infantiles Relikt aus einer längst überwundenen Entwicklungsphase des menschlichen Geistes? In einer nicht unerheblichen Hinsicht muss ich diese Frage leider mit Ja beantworten. Zwar

gibt sich mindestens die christliche Mainstream-Theologie heute einigermaßen aufgeklärt, betont auch immer wieder, dass der Gottesglaube nichts mit einem bärtigen Himmelsbewohner zu tun habe, kehrt am Ende jedoch wieder zu anthropomorphen Bildern und naiven Beziehungsphantasien zurück.

In einer anderen Hinsicht jedoch halte ich es für unerlässlich, einen eher philosophischen Gottesgedanken in der Schwebelage zu halten. Auch in der Ahnung, dass dieser Instanz wohl keine objektive Realität entsprechen kann. Vielleicht ist das Wort *Gott* dafür auch schon unrettbar verdorben, aber brauchen wir nicht eine Chiffre für das Unverfügbare, für das, was wir bei aller Wissenschaft niemals wissen werden, was größer ist als unser kosmisch betrachtet nanopartikuläres und äußerst begrenztes Ich?

In meinen jüngeren Jahren, als ich noch hoffte, auch Undefinierbares definieren zu können, habe ich es einmal mit einer heideggerisch rasselnden Umschreibung des Gottesbegriffs versucht. Sie lautete: „Gott ist das An-Sich der Gegenüberlichkeit des Selbst-Seins“. Was ich damit meinte, war, dass wir uns natürlich als Autoren unserer Glaubens- und Orientierungswelten verstehen müssen. Dass es für diese Orientierung aber auch einer Spiegelung bedarf, in der wir unser Ich-Sein gleichsam auch von außen betrachten, und diese Spiegelfläche muss keine himmlische Phantasie, sie kann auch das Antlitz eines anderen Menschen sein. Weil wir nicht in uns und aus uns selber leben, sondern immer nur im Austausch, im Spiegel eines Gegenüber. Kann sein, dass ich es mir einbilde, doch ich erlebe, dass dieser Spiegel zu mir spricht. Und rufst Du meinen Namen, dann werde ich sagen: „*Hinéni*. Hier bin **ich!**“